

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 23

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Umschau

Feste. Unter den Bäumen im Sonntags-Wald lag ich und las in einem Büchlein von Werden und Wandel auf Erden: wie in ungeheuren Zeitenfolgen das Bild des Planeten sich von Grund auf geändert habe; wie Meer geworden, wo Land gewesen, Land, wo Meer; was es um die Steinkohlenzeit gewesen sei und derlei. Und vom Brontosaurus las ich, dem Mästling mit seinen 20,000 Kilo Fettgewicht; wie auch er habe scheiden müssen, eben weil er zu mästig, zu unbeholfen geworden sei. Da durchzuckte mich's auf einmal freudig: wenn auch Brontosaurier zu mästig, zu üppig werden könnten, dürfen wir dann nicht der kecken Hoffnung leben, daß auch einmal die Stunde kommt, da unser Festleben in seinem Fett erstickt? Denn wahrlich, das ist unser Brontosaurus und wie den alten der Zeichner in meinem Büchlein anschaulich hingestellt hat, ein plumpes Ungeheuer im Cycadeenwald, so lastet der neue auf heutigem Land. Unter den Bäumen im Sonntags-Wald lag ich, sann dem Untergang des Brontosaurus nach und unserem Festwesen. Endlich einmal, träumt' ich, müßte doch den unermüdlichen Festfabrikanten der teuren Heimat und weiter herum ins drei — Sie wissen schon wissen — Namen der Erfolg, aufs innigste zu wünschen, winken: durch allendliche, einsach nicht mehr zu bewältigende Überproduktion dem Volke den Magen, so straßenmäßig er gebaut ist, zu verderben und so den Verleider zu rufen. Denn, liebwerte Zeitgenossen und Straußenmagen: Hand auf diesen Fleck — wird's nicht wirklich doch allendlich zuviel, allzuviel? Spürt ihr's, so tapfer ihr euch durchfreßt, doch nicht allendlich selbst? Ob ihr auch das bombenmäßige Herkules- und Leviathanfest immer noch

durch ein noch bombenmäßigeres übertrumpfst: versagt nicht doch schon die eigentliche Wirkung? Fest ist Normalzustand, man heißt das neue auf die alten und hinter all dem Getue wächst doch, allmählich schwieriger zu verleugnen, die Ermüdung, ein fatales ungeheuer lächerliches Gemeingefühl, das kostlichste an den Festen sei: sie überstanden zu haben. Und darum immer wieder der Rumor, die Mühe und das Getöse? Ein wunderlicher Kultus . . . Wär nicht unser lieber Freund, der fröhliche Herr Alkohol, der unübertreffliche Gesellschafter, immer aufgelegt, immer zutunlich, immer begeistert — uns wär der Dienst seit längerem verleidet. Aber unser lieber Freund hilft uns immer wieder durch. Ja, wenn wir ihn nicht hätten! Aber vor- und nachher, wenn die geistige Betäubung aus Massengefühl nicht Gegenwart ist, sieht sich's doch etwas knechtisch an und von komisch geringem Nutzeffekt. Ist doch ein plumper, blöder Brontosaurus. Aber nein, jetzt nicht abrüsten, da ein bißchen, dort ein bißchen! Noch fetter füttern, immer noch fetter, und dann bersten lassen! Eine geologische Epoche hält er's nimmer aus! F.

Politit. Hinter dem ausgebildetsten, allerbewußtesten Parteibewußtsein verharren hartnäckig, unabtriebbar die Züge der allgemeinen Menschennatur und der Mann des Massenausgleiches wächst ins herrische Ichbewußtsein aus, wenn seinem Geiste die Erfolge schmeicheln. Und er merkt's wohl nicht einmal. Belustigend ist's, gelegentlich auch tragisch, und es weht fleißig an der Weltgeschichte. Denen, die vor der Masse hängen, wie jenen, die alles von ihr erhoffen, böte es sich gleichmäßig zur Lehre. Läß die Jahre sich über

die Parteien lagern und wie klein wird das Parteibesondere, wie immer deutlicher in allen Ecken das Menschlich=Allgemeine! Natürlich vor allem nach der Seite der Unzulänglichkeit, der Schwäche! Da wettert man gegen Tyrannie, und über ein Kleines stellt es sich heraus, daß man im eigenen Lager als etwas Tyrannisierendes ver- spürt wird; da ist man Partei gegen allerlei Throne und Thronchen und auf einmal erkennen und schreien die andern, daß man sich selber so was geschnizt habe! Und darum die große, lärmende Scheidung der Zeitgenossen in die Braven und die Bösen, die Schafe und die Böcke, die Weissen und die Schwarzen! Über alle Parteiencheidung hinweg geht das Allgemeinste der Parteiexistenz, der Parteiwirkung und des Verhältnisses zwischen Persönlichkeit und Gesellschaft. Aber es besteht ein förmliches Übereinkommen der Scheu, auf diesem Felde klare Erkenntnis zu gewinnen oder doch auszusprechen, aus Furcht, den Parteiglauben und seine Autorität zu schädigen. Es ist aber in der Ordnung, wenn hinter der bedeutsamsten Wirkung durch die Masse derweil die Zersetzung durch den Individualismus, durch gedankliche Neubildung arbeitet. Was aus den Einzelnen gebaut worden ist, zerfällt wieder in die Einzelnen und nur diese im Grunde haben die Elemente der Dauer in sich. Auch für die Parteien heißt die Gesundheitsfrage: Wie steht's um die Zelle?

Der politische Geist, als ein Geltungs- und Gestaltungsbedürfnis in der Öffentlichkeit, ist in besonders hohem Maße von der Gefahr bedroht, durch Veräußerlichung, durch Wirkungen zu entarten, sich das Bewußtsein verdämmern und schwächen zu lassen, daß auch für ihn der auf die Dauer bestimmende Urquell der Kraft in einem stillen Gedankensinn liegt. Im Lau- schen auf Stärke und Vielfältigkeit, Zu- oder Abnahme des Echos draußen stumpft sich ihm leicht das Ohr ab für das Beste: für seinen Lebenskern, für die inneren Vorgänge, für die Stimmen in ihm selbst, für den Grad der Ideenfrische und den

Gehalt an Selbstkritik. Der Politiker, der Führer erst recht, wird schneller oder langsamer veröden, wenn er nicht in allem Getriebe etwas „Hieronymus im Gehäuse“ zu sein gewillt ist und zu bleiben vermag. In aller Erfolge Mitte, in allem Zuruf, in allem Organisieren und Leiten darf er nicht innerlich an die Menge gebunden sein, muß er sich Neigung und Fähigkeit bewahren, mit der Idee allein zu sein. Er muß die Probe öfter machen und muß sie bestehen können: das Beste in der Isolierung zu fühlen, sich reiner und stärker in der einsamen Stunde zu wissen als allanderswo. Die Aufforderung zu solcher Probeleistung ergeht auch etwa nicht an den Einzelnen bloß, sondern an die ganze Partei, an die Gesellschaft eines politischen Gedankens. Die Energieausgabe einer Idee, eines Gedanken- und Forderungskomplexes, in die Menge hinaus läßt nach, stockt — dann wird eine Wendung der Kräfte nach innen die Regenerationsfähigkeit durch Innenschau für das Weitere entscheidend sein. Und nicht das Tatengewicht rettet, sondern das Maß des bewahrten und äußerungsfähigen reinen Gedankengewichts. Die Verrechnung für die Historie ist ein Ding für sich, die laufende Rechnung des werdenden Lebens ein anderes.

F.

Zürcher Musikkultur. Am 25. Juni veranstaltete der „Gemischte Chor Zürich“ unter Volkmar Andreaes Leitung sein diesjähriges Sommerkonzert: Händels Oratorium „Saul“ war es, das er in durchaus mustergültiger Weise zur Aufführung brachte. Es liegt uns selbstverständlich fern, gegen die moderne Tonkunst als solche irgendeinen Ausfall machen zu wollen, aber es muß gesagt werden, daß diese Saul-Aufführung fast wie ein musikalischer Jungbrunnen auf uns wirkte. Welch eine Frische, welch eine mit höchster Selbstverständlichkeit wie aus einem unerschöpflichen Born quellende Fülle reichster und zugleich natürlichster Erfindung! Gewiß, wir können und dürfen nicht zurück zu der Kunst eines Händel, unsere Zeit lebt nicht nur äußerlich unter

anderen Verhältnissen, die ganze Stimmung der modernen Psyche ist eine andere geworden und es ist selbstverständlich, daß sie für ihre vielfach differenzierten Schwingungen einen anderen Ausdruck suchen muß. Aber — können und sollen wir nicht vielleicht — so paradox es klingt — vorwärts zu der Kunst eines Händel? Nicht indem wir uns in der Wahl der Ausdrucksmitte und -formen künstlich auf seinen Standpunkt zurückzuschrauben, aber indem wir nach der Konzentration, der künstlerischen Vereinfachung und damit der Intensität und zielbewußten Klarheit unseres Innenlebens streben, wie sie in vorbildlicher Weise aus den Tönen des großen Meisters zu uns spricht. Vielleicht käme unsere Zeit dann wieder, in ihren Formen zu jener grandiosen Einfachheit, deren Schönheit und tiefe Wirkung wir im „Saul“ auf Schritt und Tritt bewundern. Das gilt nicht nur von den Chören, in allererster Linie von dem unglaublich machtvollen Schlußchor, sondern auch von den reich bedachten Solopartien. Man denke nur beispielsweise an die Arie des Jonathan „O heil'ge Kindespflicht! o treue Freundschaft!“ oder das Duett zwischen David und Michal „Du, den der Kranz der Jugend krönt“, oder die Arie der Michal „Vater des Friedens, der tröstend mild“ — das sind Perlen, denen nur wenig an die Seite zu stellen wäre. Allerdings darf man nicht vergessen, daß sie uns in vollendetem Weise vermittelten wurden: den Jonathan sang Ludwig Heß, die Michal Frau Emma Rückbeil-Hiller, zwei Namen, die eines nochmaligen Lobes nicht mehr bedürfen; der David und die Hexe von Endor fanden in Frl. Maria Philippi aus Basel eine Interpretin, die neben der wundervollen Gesangskunst ihrer berühmten Partnerin mit vollen Ehren bestand und die hohe Schätzung, deren sie sich längst erfreut, wiederum aufs beste begründete. Der Saul selbst, vielleicht von den Hauptrollen die am wenigsten sympathische, lag in den Händen des ausgezeichneten Basellisten Theodor Heß van der Wyk, der der Gestalt des finsternen Königs eine

passende Darstellung zu verleihen wußte. Die kleineren Partien wurden von den Herren Dr. Piet Deutsch und Fritz Boller zu vollster Zufriedenheit durchgeführt. Der größte Dank aber gebührt unstreitig Herrn Volkmar Andreae, nicht nur für die Wahl, sondern auch für die ausgezeichnete Einstudierung des Oratoriums.

Von sonstigen musikalischen Veranstaltungen müssen wir zweier weiterer Orgel-Konzerte von Herrn Paul Hindermann gedenken. Die Hauptattraktion des ersten, vom 1. Juli, bildete das Auftreten der vorzüglichen Geigenvirtuosen Frl. Anna Hegner, die uns durch den wundervollen Vortrag des „Air“ von Bach-Wilhelmy, der G-dur Romanze von Beethoven, sowie des Andante aus dem H-moll Konzert von Saint-Saëns und der Wilhelmischen Paraphrase über die Romanze aus dem E-moll Klavierkonzert von Chopin erfreute. Herr Hindermann trat in dankenswerter Weise mit drei Novitäten — wenigstens für Zürich — hervor, einer Choralphantasie über „Jesus meine Freud“ von Richard Bartmuss, Klostergesang bei Sonnenaufgang von Herbert Wareing und dem ersten Satze, Introduction und Allegro risoluto, aus der VIII. Orgelsonate, op. 91 von Alexander Guilmant. Das folgende Konzert vom 8. Juli brachte an Orgelsachen Bachs Praeludium und Fuge in A-moll, Rhapsodie von Saint-Saëns, und eine interessante Sonate in G-moll von C. Piatti, während unsere geschätzte Sopranistin Frl. Clara Wyk mit drei Vorträgen, der Arie „Welche Labung für die Sinne“ aus Haydns Jahreszeiten, dem „Vater unser“ von C. Krebs und Schuberts „Ullmacht“ neue Proben ihres schönen Könnens ablegte. W. H.

Berner Musilleben. Kurzaal Schänzli. Man muß anerkennen, daß die Verwaltung des „Schänzli“ alle Anstrengungen macht, ihren Veranstaltungen ein künstlerisches Relief zu geben. So ist ein Abend in der Woche ausschließlich der

Aufführung klassischer und moderner Meisterwerke gewidmet. Mozarts Symphonie in D-dur, Smetanas Zyklus Heimat seien aus dem ausgedehnten Repertoire des Orchesters besonders hervorgehoben. Herr Kapellmeister Pië, der Leiter der Konzerte, ist für eine sorgfältige und liebvolle Einstudierung unablässig bemüht, und so sind die Aufführungen auch stets von einem großen Erfolg begleitet. An solistischen Darbietungen herrschte kein Mangel, in bunter Reihenfolge präsentierten sich Klavierhumorist Thoms, Opernsänger Litzelmann, eine obersteirische Truppe, die mysteriöse Pianistin Nydia, die Damenkapelle Donauperlen, Opernsänger Wuzel. Fräulein Johanna Dic, Fr. Marianne Geyer, sowie eine jugendliche, begabte Pianistin aus Zürich, Fr. E. Stern, wußten mit ihren trefflichen Vorträgen besonders zu fesseln.

- - - - 1.

Kunst in Basel. Mit Ende dieses Monats wird die Basler Kunsthalle für zwei Monate geschlossen bleiben. Zu guter Letzt beherbergt sie nicht weniger als drei Ausstellungen. Im untern Saale hängen Bilder der Bernerin Bertha Züricher und Eugen Oßwalds aus München. Im obern Saale versuchen eine ganze Anzahl Münchener Künstler uns mit ihrer Kunst vertraut zu machen.

Ich beginne meinen Rundgang bei den Werken der Berner Malerin. Über das hier Dargebotene möchte ich kein Urteil fällen. Ich vermute in Bertha Züricher ein Talent, das noch in seinen Kinderschuhen durch die wirre und bunte Welt der Empfindungen und Eindrücke wandert. Anfänger wollen nicht gerichtet sein — sie sollen uns vielmehr auf ihr Talent hoffen lassen. Und so geht es mir mit Bertha Züricher. Aber ich möchte doch auch sagen, was ich an ihr mißbillige. Die Porträtsstudien vor allem verraten eine ungeübte Hand, die Dame „Marguita“ hat Augen, in die die Malerin geschaut haben mag, deren wirklichen Ausdruck sie aber nicht wiedergeben konnte. Würde ich das Original, das bei der Porträtsstudie „Lenchen“

gesessen hat, nicht persönlich kennen, auch wie es vor drei Jahren ausgeschaut hat, ich wäre vielleicht mit der Randbemerkung „verzeichnet“ daran vorbeigegangen; gerade vor diesem Porträt fing mein Glaube an Bertha Zürchers Talent zu wanken an. Die ganze Gesichtspartie unterhalb der Stirn, hauptsächlich aber der Mund streifen das Dilettantenhafte. Die Stilleben sind farblos, es fehlt ihnen an Kraft, die Äpfel und Äpfelchen wirken nicht appetitreich. Am besten sind die Schneelandschaften gelungen, aber auch diese nur in der Farbensetzung, nicht was das eigentliche Sujet anbetrifft. Gutes leistet die Künstlerin in der Blumen- und Aquarellmalerei.

Es mag sein, daß die Nachbarschaft Eugen Oßwalds den Unterschied, der zwischen der wahren Kunst und dem Anfängertalent liegt, zu kraß hervorhebt.

Aus Oßwalds Tiermalerei leuchtet die ganze Kraft einer Künstlerindividualität. Diese Bilder verraten den Zügel-Schüler, dem die Tiere redende Lebewesen sind. Die malerische Auffassung Oßwalds ist eine ganz persönliche, aber außerordentlich wirkungsvolle. So verschiedenartig das Farbspiel auf den Tierleibern zittert, es löst sich schließlich, von ferne gesehen, in einem harmonischen Ton aus. Oßwald malt seine Tiere nicht in irgendeiner beliebigen Stellung, er lauscht ihnen charakteristische Züge ab. Selbst die tiefe Resignation des „alten Pferdes“ konnte kaum in Worten besser ausgedrückt werden. Ungeheure Lebendigkeit liegt in Oßwalds größtem Bilde „Jagd durch die Föhren“. Die Fuchsjäger in ihren roten Röcken, die dahinjagenden Pferde, verfolgt von einer Meute heutiger Hunde wirken sehr effektvoll.

Im großen Oberlichtsaale bietet eine Münchener Künstlervereinigung, der „Aussteller-Verein Münchener Künstler“ seine Bilder zum Verkauf an. Das hier Dargebotene bewegt sich auf der Durchschnittslinie, zum Teil darunter, zum Teil darüber. Die größten Bilder (dem Umfang nach) hat Professor Alexander Wag-

ner ausgestellt. Seine Malerei packt keine Probleme an, sie bewegt sich noch in den Formen einer ältern Zeit. Bei ihm fehlt die überzeugende Lebenswahrheit, seine Sachen sind schön, im Detail vielleicht meisterhaft ausgeführt, aber wir vermissen den Zug, den warmen Odem des Lebens. Sein „Gestüt auf der Hortobágyer Heide“ ist glashart, Menschen und Tiere stehen in Modellpose da. Eine peinliche Leere hängt über diesem Bild. Ja, auch der „Picador“, dessen Roß sich aufbäumt, der gerade im Begriff ist, dem Stiere die Lanze ins Genick zu stoßen, hat trotz dem dramatisch hoch gesteigerten Moment nichts als Pose an sich. So malt wohl ein Lehrer, der seine Schüler über Technik und Detailkunst in der Malerei aufzulären will. Auch das „Ungarische Fuhrwerk“ und das peinlich genau ausgeführte Stilleben mit dem Totenschädel sind kleine Meisterwerke der Technik, vermögen uns aber nichts zu sagen.

Kurt Rüger mag etwas moderner sein, er ist dafür um so abgeschmackter. Seine Genrebilder sind Innenräume eines Demimondainenappartements. Die Damen sollen pikant und vielleicht etwas aufregend wirken, ich glaube, daß eher das Gegenteil der Fall sein dürfte. Wenn man schon mit solchen Sujets kommt, dann soll man auch dort Gutes leisten. Auf der Durchschnittslinie liegen die Bilder Heinrich Stelzners, dabei fehlt aber seiner „Studie aus Tirol“ nicht ein gewisser poetischer Hauch. Simon Glüdelich fordert mit seinem „Hexenlied“ die Kritik heraus. Zu seinen Ungunsten, wenn er sich in der Überschrift nicht verschrieben hat. Schillingsche Musik oder Wildenbruchsche Worte da heraus lesen zu wollen, wäre eitel Torheit. Diese zwei nackten Weiblein haben nichts hexenartiges an sich, wenn nicht ein schwarzer Rabe und einige Kessel ihnen einen solchen Charakter aufdrücken sollen. Malen kann der Künstler zweifellos, das bezeugen seine Porträts. Das Problem des Lichts — wenn man hier von einem Problem reden kann — erfaßt Hans Volkmar in der „Andacht“. Bevor ich von den

Landschaften rede, will ich die Namen der übrigen Aussteller noch erwähnen: Heinrich Rettigs „Zwiesgespräch“ vermag außer der Erinnerung an ein Gedicht Heinrich Seidels keinen Eindruck hervorzurufen. Karl Herrmann malte ein anmutiges „Mädchen im Grünen“, überzeugend in seiner Wahrheit und einfach in der Ausführung. Otto Pilz und Alfred Schwarzschild sollen allerdings nicht in einen Topf geworfen werden; Pilz hat Vorzüge. Wilhelm Räuber, Hermann Eiffeldt, Joseph Sailer und Hermann Linden Schmidt sind mit teilweise niedlichen Bildern vertreten. Unter den Landschaften stechen diejenigen Ernst Liebermanns vorteilhaft ins Auge. Sein Pastell „Mondaufgang“, „Am Bergsee“, „Gebirgsstraße“ lösen eine tiefe Wirkung aus. Hervorzuheben ist ferner Otto Gamperls „Zur Erntezeit“ und „Abendlandschaft“. Besonders dieses Bild ist mächtig im Stimmungston. Marcus Grünwalds „Hochsommer im Lechtal“ erwärmt nicht, vielleicht trägt die Größe etwas Schuld daran. Karl Reiser, Ludwig Boltziano, Compton Harrison, Fritz Baierlein, Otto Sinding, R. Lippes, Emma Lischke, Ferdinand Brauer, Karl Schultheiß, Alfred Bachmann, Stephan Stréchine, R. J. Curry, G. Kubierschky, Moritz Erdmann, Fritz Freund, Leopold Schönchen, Robert Raudner, Hans Hammer, Natalie Schultheiß, August Rieper, Freiherr von Engelhardt, sie seien hier nur erwähnt. Die meisten ihrer Bilder ziehen zu einer Analyse nicht an. Nur noch die guten Blumenstücke von Ida Rettig-Clesius, Franziska Bleider und schließlich Paula Gigls „Rote Rosen“ seien ihrer lieblichen Wirkung wegen besonders hervorgehoben.

Schließlich bleibt nur noch zu sagen übrig, daß inzwischen auch einige Bilder von Hans Thoma in unserer Kunsthalle Eingang gefunden haben, nämlich „In der Hängematte“, „Der Schutzenengel“, „Blumiges Tal“, „Sehnsucht“, „Pflügende Ochsen“ und „Rheintöchter“. Keine neuen

Bilder, aber sie erfreuen immer wieder, weil sie von Thomas prächtiger Kunst reden.

M. R. K.

St. Gallen. Stätte des III. schweizer. Kirchengesangstages war am 22. und 23. Juni St. Gallen. Am Abend des erstgenannten Tages erfolgte in der St. Laurenzenkirche eine vortreffliche Aufführung geistlicher Musik mit solistischen Kräften (Sopran: Frau Pfarrer Nind, Winterthur, Alt: Frau Dr. Nadler, Winterthur, Tenor: Fritz Boller, Zürich, Bass: Dr. Deutsch, Winterthur). Die Chöre liefer-ten der Evangelische Kirchengesangverein St. Gallen unter der Leitung von Paul Fehrmann und Mitglieder der Kirchenchöre der Stadt Bern unter der Leitung von Carl Heß. An der Orgel saß R. Steiner (Zürich). Das Programm bildeten: das von Paul Gerhardt zur Feier des westfälischen Friedens gedichtete Danklied als Wechselgesang zwischen Solostimmen und Gemeinde (Komposition für eine Singstimme: Friedrich Mergner, Choralmelodie von Johann Krüger); zwei Chöre a capella von Moritz Hauptmann und D. H. Engel; ein von Gottfried Bohnenblust komponiertes religiöses Volkslied „Das große Herzleid“; Johann Wolfgang Franks Komposition „Sei nur still“; K. Chr. Dedeckins Komposition „Es ist Dir gesagt“ für zwei Singstimmen; Heinrich v. Herzogenbergs biblische Szene „Das kananäische Weib“; Öster-Dialog für vier Singstimmen, komponiert von Heinrich Schütz und Joh. Sebastian Bachs Kantate „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“. Mit der Aufführung verbunden war ein Vortrag von Theodor Goldschmid, Pfarrer in Pfäffikon, über Chor und Sologesang im Gottesdienst der evangelischen Kirche. Am Festgottesdienst am 23. Juni in der schon oben genannten Kirche beteiligten sich sieben Kirchengesangvereine am Chorgesange; Fritz Boller (Zürich) wirkte als Solo-Tenorist, Carl Heß (Bern) an der Orgel mit. Philipp Nicolai, Heinrich Schütz, Joachim Neander, Keymann, Joh. Seb. Bach, Händel, Theodor Goldschmidt, Paul Fehrmann waren die Komponisten, die mit Werken zum Worte kamen.

F.

— Am 25. Juni schied in St. Gallen im jugendlichen Alter von nur 32 Jahren Karl Braegger, ein Künstler von entschiedener Eigenart und Feinheit, zur Trauer aller, die ihn kannten und in seine Tüchtigkeit Einblick hatten, aus dem Leben, jählings weggerissen von fleißigster und erfolgreicher Arbeit. Als Nachfolger Johannes Stauffachers seit 1904 Fachlehrer an der Zeichnungsschule des Industrie- und Gewerbemuseums in St. Gallen, nachdem er zuvor vier Jahre lang an der Textilzeichnerschule in Zürich gewirkt hatte, hat Karl Braegger, ein Toggenburger, auch als selbstschaffender Künstler Schönes geleistet. Ein feingestimmtes Bild, das die Sektion Locle des Schweizerischen Kunstvereins aus dem Bundesbeitrag ankaufte, wandert gegenwärtig mit der Turnausstellung. „Neuer Frühling“ sich nennend, ist es ein Landschaftsstück von stiller, innerster Harmonie. Eine Ausstellung des künstlerischen Nachlasses des so jäh vom Tod Abberufenen ist in St. Gallen für den Herbst im Museum geplant. Zurzeit bietet letzteres zwei andere Nachlaß-Ausstellungen, von J. h. Gottfried Steffan, dem vor zwei Jahren gestorbenen, weithin bekannten schweizerischen Landschafter, und einem schon in jungen Jahren gestorbenen Schüler desselben, dem Appenzeller Traugott Schieß (1835—1869). So kurz die Lebensspanne gewesen ist, die Schieß gegönnt war, belegen doch seine Bilder und Studien innert ihrem zeitlichen Rahmen entschiedenste Entwicklung, von dem anfänglichen säuberlichen Zusammensetzen zur kraftvollen Konzentration auf das Wesentliche, in der Zeichnung wie in der Farbe, die sich in einzelnen Bildern zu erfreulicher Wärme steigert. Sind die früheren dieser Arbeiten Studien aus der Schweiz, so bringen die späteren vornehmlich Motive aus der Umgebung Münchens. Auch einige Stücke der Tiermalerei sind darunter, wie denn Schieß eine Zeitlang in Kollers Atelier gearbeitet hat. Von Steffans Weise geben die ausgestellten Arbeiten, vier Jahrzehnte umspannend, Gestaltungen schweizerischer, bayrischer,

Berchtesgadener Landschaft, einen trefflichen, sympathischen Begriff. F.

— Die st. gallisch-appenzellische Sektion der Schweizerischen Verbindung für Heimatschutz hielt am 24. Juni in St. Gallen ihre Hauptversammlung ab, nahm den Jahresbericht ihres Präsidenten, Dr. Ulrich Diem, entgegen, gab sich Statuten, erklärte sich gegen die Konfessionierung des Matterhornbahn-Projektes und beschloß, an der kommenden kantonalen landwirtschaftlichen Ausstellung in St. Gallen, im September, ihre Absichten der zu erwartenden großen Besucherschaft vor Augen zu führen. Den geschäftlichen Verhandlungen voraus ging ein Vortrag von Redaktor O. Fässler: Heimatschutz-Gedanken, der mit den allgemeinen Ausführungen die Bezugnahme auf lokale Verhältnisse verband. Durch die Erörterungen des Abends zog sich immer wieder das Geständnis der außerordentlichen Schwierigkeit, über das Recht des Redens hinaus in den Dingen dieses Heimatschutzes zu wirklichen Erfolgen zu gelangen. Gleichgültigkeit, Verharren im Schablonismus und materielles Interesse stellen sich den Forderungen des Heimatschutzes allerorten entgegen, wo er etwas Schönes bewahren oder gestaltet sehen möchte. Man versprach sich aber erneut, die Hände vom Werk nicht sinken zu lassen und in der Propaganda für die gute Sache unentwegt fortzufahren. F.

— In St. Gallen war am 29. Juni die Schweizerische Heraldische Gesellschaft versammelt, auf welchen Anlaß im städtischen Museum eine hübsche heraldische Ausstellung veranstaltet worden war. In der Generalversammlung der Gesellschaft hielt Kaufmann Gull in St. Gallen einen Vortrag über das Wappen der Stadt. Am 30. Juni unternahmen die Gäste gemeinsam mit dem st. gallischen Historischen Verein einen Ausflug nach dem thurgauischen Schloß Altenklingen, Fideikommiß der Familie Zollitscher, einem prächtigen Sitz in stiller Wald- und Wiesenlandschaft, angefüllt mit Erinnerungen an alte Zeiten

und verschwundene Geschlechter, wie geschaffen, mit lebendigster historischer Stimmung sich erfüllen zu lassen. F.

Stadttheater St. Gallen. Reformvorschläge. Die St. Galler haben vergangenes Jahr die Kosten nicht gescheut, das Stadttheater umzubauen, zu vergrößern und technisch zu vervollkommen. Jedenfalls aber war ihre Opferfreudigkeit nicht beherrscht von der Meinung, durch die neue Ausstattung unseres Bühnenhauses einen Ersatz für schlechtere Leistungen zu bieten. Im Gegenteil möchte dabei der Wunsch maßgebend gewesen sein, unser Theater nicht nur architektonisch schöner zu gestalten, sondern auch in literarisch-künstlerischer Beziehung auf eine achtenswerte Stufe zu bringen. Es sei gerne zugegeben, daß sich unser Theaterkomitee, als es Direktor Gottscheid nach St. Gallen berief, von den besten Intentionen leiten ließ. Dem neuen Manne ging ein guter Ruf voraus; daß er so radikal vom Guten zum Bösen abschwanken werde, konnte doch nicht vorausgeahnt werden. Diese Umstände dürfen indessen keine General-Entschuldigung sein; denn zweifellos hätte das Theaterkomitee wenigstens die zweite Hälfte der Spiessaison etwas günstiger beeinflussen können, wenn es aus dem Spielplan der ersten Hälfte die richtigen Schlüsse gezogen und sie mit dem nötigen Nachdruck bei dem Manne mit den „großen Prätentionen“ geltend gemacht hätte. Mittel und Wege dazu wären sicher offen gewesen.

Die aus öffentlichen Mitteln unterstützten Bühnen dürfen nicht vorwiegend der Unterhaltung dienen; sondern sie haben in erster Linie eine Kulturmission zu erfüllen, eine Stätte der Erziehung und Bildung zu sein.

Eine Garantie, daß dieses Ziel wenigstens innert bestimmten Grenzen verfolgt wird, sollte sehr wohl zu erhalten sein: einmal durch den üblichen Vorbehalt, bei der Spielplan-Aufstellung ein entscheidendes Wort mitzureden und dann auch dadurch, sich durch Vorschriften über die Höhe des Gagen-Etats zu ver-

gewissern, daß die Anstellung einiger wirklich guter Kräfte auch wirklich möglich ist.

Gewiß, man muß mit den Verhältnissen rechnen. Das gilt aber nicht absolut, sondern nur relativ. Sonst könnten wir es im Jahre 1920 vielleicht erleben, daß der Parsival in Appenzell droben gejodelt wird, weil man mit den dortigen Verhältnissen rechnen muß! Doch ohne Scherz. — Es gibt auch kleine Bühnen, die Vorzugliches leisten. Möglich, daß diese von Staat oder Gemeinde besser subventioniert werden. Wir würden es auch für St. Gallen begrüßen, wenn die Stadtgemeinde und andere öffentliche Körperschaften bei hervorragenden Leistungen unseres Theaters Extra-Zuschüsse bewilligten. Das müßte wie eine Art Encouragierungs-Prämie wirken. Eine reiche Stadt wie St. Gallen sollte sich eine Ehre darein legen, wie auf musikalischem Gebiete auch im Theaterleben sich selbst zu überbieten und zu feiern!

Ein weiteres Mittel zur Hervorbringung mehrwertiger Leistungen wäre die gründliche Eindämmung der Spieldraserei, die letztes Jahr grassierte. Allzuviel ist ungesund! Dies wahre Wort hat auch hier volle Berechtigung. Also weniger, dafür besser spielen.

Erfahrungsgemäß legen die untern und mittleren Volkskreise ein ebensogroßes Interesse für das Theater an den Tag, wie die obern Zehntausend. Bei Volksvorstellungen ist das Theater immer gut besetzt, oft gedrängt voll bis unter die Dachsparren. Direktor und Publikum kommen da in gleicher Weise auf ihre Rechnung. Das ist eine Interessen-Harmonie, die an den sogenannten literarischen Abenden nur selten zu finden war. Eine Erklärung hiefür ist darin zu suchen, daß der große Teil unserer Haute-volée dem Theater mit einer Hartnädigkeit ferne bleibt, die einer bessern Sache würdig wäre. Es herrscht dort vielfach die Meinung vor — bis zu einem gewissen Grade ist es auch nur Einbildung — daß der gute Geschmack durch eine kleine Bühne ver-

dorben werden könnte. Wenn es nun einer Direktion gelänge, diese Meinungen und Vorurteile zu beseitigen, so würde das ein großer Erfolg für unser ganzes Theaterleben bedeuten. Es wäre ein schlechtes Zeugnis für den Bildungsgrad dieser oberen Klassen, wenn sie das Gute nicht erkennen würden, wo es sich bietet. Ein Beispiel sind unsere Abonnementskonzerte. Wir wollen nicht boshaft sein; sonst müßten wir verraten, daß der stets rege Besuch dieser Konzerte nicht ausschließlich einem tatsächlichen Kunstsinn und Kunstverständnis zuzuschreiben, sondern beim einen oder andern nur Modesache ist. Das schadet nun aber diesem einen oder andern ebensowenig wie der Kunst als solcher.

Die Reform des Theaterbetriebes hätte sich demnach hauptsächlich nach zwei Gesichtspunkten zu bewegen: Erstens sollte sie durch eine Vermehrung der billigen Volksvorstellungen dem minder Bemittelten entgegenkommen; zweitens sollte sie für die obern Kreise sorgen durch Veranstaltung besonderer, wirklich gediegener, künstlerisch herausgearbeiteter Abonnements-Vorstellungen. Der Besserbemittelte wird gerne einen erhöhten Preis zahlen, wenn er die Gewißheit erlangt hat, daß er dafür auch etwas Gutes zu hören und zu sehen bekommt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nur das Teure gut oder das Gute immer teuer ist. Diesen Abonnementsvorstellungen könnten (ähnlich wie den Abonnementskonzerten) durch die Toiletten ein besonderes Gepräge, die Stimmung von Soireen, verliehen werden. Es gibt bei uns ja sonst nur wenige öffentliche Gelegenheiten zur Toilettenentfaltung, die in einer Städtereistaat wie St. Gallen wohl ebenso reich und dankbar sein müßte wie andernorts. Und schließlich passen Toiletten und Theater auch ganz gut zusammen!

Das sind Zukunftsträume; aber keine, die sich nicht erfüllen ließen!

Noch ein Wort über die Presse. Unsere Theaterkritik leidet vielfach an dem Übel, daß sie sich aus allerlei Rücksichten

nicht frei und offen aussprechen darf. Man dürfe der Direktion ihre saure Arbeit nicht noch mehr verbittern, wird oft gesagt. Wir sind der Meinung, daß ein ernstes Schaffen der Theaterleitung durch eine ernste Kritik nur gefördert und unterstützt wird. Rücksichtslos anerkennen und rücksichtslos aberkennen, das sollte das Leitwort für eine ehrliche Kritik sein. Vielleicht wird es in dieser Beziehung besser, wenn sich die Theaterrezessenten untereinander einmal mehr verstehen, wenn sie Fühlung miteinander nehmen und in kritischen Theaterzeiten sich gegenseitig aussprechen. So würde die Kritik, Theater und Publikum nur gewinnen.

Carl Brüschweiler.

Berner Theater. Apollotheater. Auch in der Sommersaison bemüht sich Direktor Fischer in seinem kleinen Theater dem Publikum interessante Erscheinungen der dramatischen Literatur vorzuführen. So fanden Aufführungen von „Lady Windermere's Fächer“ von Oskar Wilde, „Sodoms Ende“ und „Sturmgeselle Sokra-

tes“ von Sudermann und „Der Probekandidat“ von Max Dreyer statt. Alle diese Vorstellungen bewiesen, daß das Apollotheater über eine Reihe guter Kräfte verfügt. Es wird mit einem Eifer und einer Liebe zur Sache gespielt, die dem Zuschauer über manche Unvollkommenheiten hinweghelfen, die eine kleine ohne Subvention arbeitende Bühne wohl kaum vermeiden kann. Es wäre zu wünschen, daß das Publikum durch regeren Besuch der literarischen Abende der Direktion ihre schwere Aufgabe erleichtern und ihr damit auch die verdiente Anerkennung für ihre Anstrengungen aussprechen würde.

Für die nächste Zeit sind vorgesehen: „Die Laune des Verliebten“ von Goethe, „Der zerbrochene Krug“ von Kleist, „Der Gott der Rache“ von Schalom Asch, „Die rote Robe“ von Brioux und ein moderner Autorenabend mit den Einaktern: „Arme kleine Frau“ von Hans Müller, „Der Eindringling“ von Maurice Maeterlinck und „Der Dieb“ von Octave Mirbeau.

L. E.

Literatur und Kunst des Auslandes

† Kuno Fischer. Die deutsche Wissenschaft steht an der Bahre eines ihrer Größten: am 5. Juli ist Kuno Fischer in Heidelberg gestorben. Was er als Mensch bedeutete, kann nur der ermessen, der selbst zu seinen Füßen gesessen und seinen stets frei gehaltenen Vorlesungen gelauscht hat. Die Universität Jena, deren Dozent er von 1856 bis 1872 war, hatte eine solche Begeisterung seit den Tagen Schellings nicht mehr gesehen. Und jeder, der nach Heidelberg kam, gedachte beim Anblick der Universität ihres großen Lehrers und ging dann wohl leise-sehnfützig an seinem Hause vorbei, hoffend, den wundervollen Kopf des Greises am Fenster zu sehen.

Das Geburtsjahr Kuno Fischers war ein gutes Vorzeichen: 100 Jahre nach Kant,

1824, betrat er unsren Planeten. Er studierte Philosophie, Theologie und Philologie und habilitierte sich 1850 in Heidelberg. 1852 wurde ihm wegen seiner pantheistischen Ideen das Halten von Vorlesungen verboten. Erst die Universität Jena nahm ihn 1856 wieder auf und hier blieb er bis 1872, bis zu dem Jahre, da er wieder in sein geliebtes Heidelberg zurückgerufen wurde, das er freilich noch mehr geliebt hätte, wenn es dem „Bierpoeten“ Scheffel nicht ein Denkmal gesetzt hätte. Jetzt ist er in der Neckarstadt gestorben.

Der Philosoph ist es, dessen wir gedenken. Was er als Literathistoriker geleistet hat, vor allem sein vierbändiges Werk über den „Faust“, ist heute schon